WIR SIND DIE ZEITEN

Auf der Suche nach dem Menschen von morgen

Ein philosophischer Zukunftsroman

Karl van Hees

Inhalt

Vorwort — Der Himmel voller Licht

Teil I — Der Mensch, der voranschritt

Kapitel 1 — Die Welt, die niemals stillsteht

Kapitel 2 — Arbeiten, um zu leben

Kapitel 3 — Der erschöpfte Mensch

Kapitel 4 — Wann ist es genug?

Teil II — Der suchende Mensch

Kapitel 5 — Die Flucht nach oben

Kapitel 6 — Die Suche nach unten

Kapitel 7 — Die erste Umwälzung

Kapitel 8 — Die Welt als Maschine

Kapitel 9 — Wenn Gewissheit schwindet

Teil III — Die Erde antwortet

Kapitel 10 — Der Bauer und die wechselnden Jahreszeiten

Kapitel 11 — Die Erde ist keine Vorratskammer

Kapitel 12 — Der alte Mensch

Kapitel 13 — Die Weisheit des Genug

Teil IV — Die Umkehr

Kapitel 14 — Die Welt, die antwortet

Kapitel 15 — Die Stille, die antwortet

Kapitel 16 — Die zweite Achsenzeit

Kapitel 17 — Vom Kopf zum Herzen

Teil V — Der Mensch von morgen

Kapitel 18 — Der alte Mensch, der neu war

Kapitel 19 — Der neue Mensch, der es wagt, alt zu sein

Kapitel 20 — Nicht fliehen

Kapitel 21 — Wir sind die Zeiten

Schluss — Der Mensch, der schon da war

Vorwort — Der Himmel voller Licht

Der Abend war beinahe lautlos geworden, obwohl es im Hügelland nie wirklich still war. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund, und aus dem Tal war noch kurz ein Auto zu hören, das langsam den Hang hinauffuhr. Dann verstummten auch diese Geräusche, und die Nacht nahm die Landschaft wieder in Besitz.

Er stand am Rand eines Feldes, von dem aus man tagsüber die sanften Wellen des Limburger Landes verfolgen konnte. Äcker, Wiesen und kleine Dörfer lagen nebeneinander wie die Flächen eines alten Gemäldes. Kirchtürme ragten über die Dächer, und am Horizont zeichneten sich die Höhenzüge ab. Nun waren die Farben verschwunden, und die Formen gingen allmählich in Schatten über.

Über ihm spannte sich ein klarer Himmel.

Als Kind hatte er hier oft zu den Sternen hinaufgesehen. Damals waren es Lichtpunkte gewesen, deren ungeheure Entfernung er kaum begreifen konnte. Jemand hatte ihm einmal den Großen Wagen gezeigt. Später lernte er, Orion und Kassiopeia zu erkennen, und mit jedem Namen schien ihm der unermessliche Himmel ein wenig vertrauter zu werden.

Viel später hatte er erfahren, was er tatsächlich sah.

Die Sterne waren Sonnen, manche weit größer als die Sonne, die jeden Morgen über diesen Hügeln aufging. Um zahllose Sterne kreisten Planeten. Auf einigen von ihnen konnten Bedingungen herrschen, die an die junge Erde erinnerten: Wasser, eine Atmosphäre, Moleküle, aus denen eines Tages Leben entstehen könnte.

Der Mensch wollte es wissen.

Auf hohen Bergen standen Teleskope, die Nacht für Nacht ferne Galaxien beobachteten. Instrumente im Weltraum fingen Licht auf, das Millionen oder Milliarden Jahre unterwegs gewesen war. Wissenschaftler untersuchten die Atmosphären von Planeten, die so weit entfernt waren, dass kein Mensch sie je erreichen würde, und suchten darin nach Spuren von Wasser und Leben.

Näher an der Erde fuhren Maschinen über den Mars, umkreisten Satelliten andere Planeten, und Raumsonden reisten weiter, als je ein Mensch gelangt war.

Er lächelte, während er nach oben blickte. Diese Neugier hatte etwas Berührendes. Auf einem kleinen Planeten, der einen gewöhnlichen Stern umkreiste, war ein Wesen entstanden, das sich mit dem sichtbaren Horizont nicht zufriedengab und deshalb Instrumente baute, um darüber hinauszublicken.

Zwischen den Sternen erschien ein wandernder Lichtpunkt.

Er bewegte sich zu gleichmäßig für ein Flugzeug. Nach wenigen Sekunden erkannte er einen Satelliten. Er folgte dem Licht, das lautlos über den Himmel zog. Kurz darauf sah er weiter entfernt einen zweiten Lichtpunkt.

Selbst dort oben waren die Spuren des Menschen sichtbar geworden.

Er zog sein Telefon aus der Jackentasche. Sofort leuchtete der Bildschirm auf: Nachrichten, Neuigkeiten, eine Aktualisierung und die Benachrichtigung eines Programms, das seine Aufmerksamkeit verlangte. Auch eine Nachricht war darunter, die er an diesem Abend noch hatte beantworten wollen.

Einige Sekunden betrachtete er sie, dann schaltete er den Bildschirm aus.

Die Dunkelheit kehrte zurück.

Während er das Telefon zurück in die Tasche steckte, zog der Satellit weiter über den Himmel.

Die Suche des Menschen richtete sich nicht nur nach oben. Tief unter Bergen, Erde und Meer standen ebenfalls Instrumente, mit denen Wissenschaftler zu verstehen versuchten, woraus die Wirklichkeit bestand. In riesigen Beschleunigern erforschten sie die kleinsten bekannten Bausteine der Natur. Anderswo warteten Detektoren auf Teilchen, die nahezu ungehindert die Erde durchquerten.

Neutrinos.

Sie waren kaum nachzuweisen, und doch durchströmten unzählige von ihnen die Erde, die Landschaft und seinen eigenen Körper. Sie trugen Informationen aus dem Inneren der Sterne, von Explosionen im Kosmos und aus einer Vergangenheit, die weit älter war als die Menschheit.

Auch tief unter dem Meer und im Eis standen Instrumente, die auf Signale aus dem Universum warteten. Mit Teleskopen, Detektoren und Computern hatte der Mensch seine Augen und Ohren gewissermaßen verlängert, um wahrzunehmen, was seine Sinne niemals hätten sehen oder hören können.

Inzwischen war etwas Neues hinzugekommen.

Maschinen lernten.

Künstliche Intelligenz analysierte Bilder, verfasste Texte, stellte Diagnosen, steuerte Systeme und erkannte Muster in Datenmengen, die kein Mensch mehr überblicken konnte. Wissen, das über Jahrhunderte mühsam zusammengetragen worden war, ließ sich innerhalb von Sekunden abrufen und verarbeiten.

Keine Generation vor ihm hatte über solche Mittel verfügt.

Er ging weiter auf dem Weg, der im Dunkeln kaum zu erkennen war. Doch er kannte ihn so gut, dass seine Füße die Unebenheiten wie von selbst fanden. Am Wegrand strich hohes Gras gegen seine Hose.

Über ihm lag der Kosmos, unter seinen Füßen die Erde. In seiner Jackentasche trug er ein Gerät, mit dem er sich innerhalb weniger Sekunden mit fast jedem Teil der Welt verbinden konnte.

Auf der anderen Seite des Tals leuchteten die Lichter eines Dorfes. Hinter all den Fenstern ging das gewöhnliche Leben weiter. Familien saßen am Tisch, irgendwo lief der Fernseher, jemand arbeitete noch am Computer, und ein Kind wurde ins Bett gebracht. In einem anderen Haus saß jemand allein, erhielt eine Familie eine schlimme Nachricht oder wartete jemand auf einen Anruf, der nicht kam. Menschen lachten, schwiegen, hofften, stritten und liebten.

Lange blickte er auf die Häuser.

Der Mensch konnte immer weiter ins Universum hinausschauen. Doch das Leben, für das all dieses Wissen letztlich Bedeutung haben sollte, spielte sich dort unten ab: hinter erleuchteten Fenstern, zwischen Menschen, die einander brauchten.

Dieser Gedanke begleitete ihn, als er weiterging.

Die Welt, in der sie lebten, war schneller geworden. Menschen reisten weiter, kommunizierten augenblicklich und verfügten über Möglichkeiten, die noch vor wenigen Generationen unvorstellbar gewesen wären. Die Medizin hatte Leben gerettet und verlängert, Bildung Millionen Menschen neue Chancen eröffnet und die Wissenschaft weite Bereiche der Natur verständlich gemacht.

Gleichzeitig beobachtete er eine andere Entwicklung.

Derselbe Mensch, der Zeit zu sparen verstand, schien ständig zu wenig davon zu haben. Terminkalender füllten sich, Arbeitstage reichten bis in den Abend, und das Telefon sorgte dafür, dass Arbeit, Nachrichten und Erwartungen überallhin mitreisten. Produkte wurden ersetzt, bevor sie verschlissen waren. Wirtschaftliches Wachstum galt als so selbstverständlich, dass Stillstand beinahe als Rückschritt empfunden wurde.

Er dachte an die Nachrichten, die er an diesem Tag über Krieg, Klimawandel, wirtschaftliche Unsicherheit und Länder gelesen hatte, die ihren Einfluss ausweiten wollten. Dazwischen standen Geschichten von Menschen, die ihre Rechnungen kaum bezahlen konnten, neben Meldungen über Vermögen, deren Größenordnung jedes menschliche Maß zu sprengen schien.

Der Widerspruch traf ihn.

Eine Zivilisation konnte technisch voranschreiten, ohne deshalb zu wissen, wohin sie eigentlich wollte.

Er spürte die kühle Abendluft auf seinem Gesicht und sah auf den Boden unter seinen Füßen. Über diese Erde waren Generationen gegangen, die nichts von Satelliten, künstlicher Intelligenz oder Neutrinos wussten. Sie hatten nie ein Bild vom Mars gesehen und konnten sich nicht vorstellen, dass Menschen eines Tages Geräte bauen würden, die Milliarden Jahre altes Licht auffingen.

Und doch hatten sie zu denselben Sternen hinaufgesehen.

Ihr Wissen war geringer gewesen. Aber ihre grundlegenden Fragen waren mit Wissenschaft und Technik nicht verschwunden. Noch immer wollten Menschen wissen, wie sie leben sollten, was sie füreinander bedeuteten, wie viel sie wirklich brauchten und was blieb, wenn Besitz, Ansehen und Sicherheit wegfielen.

Er dachte an die alten Weisen, die vor Jahrtausenden in verschiedenen Kulturen gelebt hatten. Sie kannten einander nicht und sprachen unterschiedliche Sprachen. Doch viele von ihnen hatten ihre Aufmerksamkeit auf dieselben menschlichen Kräfte gerichtet: Sehnsucht, Angst, Macht, Habgier, Mitgefühl und Liebe.

Ihre Welt musste man nicht verklären. Sie kannte Gewalt, Krankheit, Ungleichheit und Unterdrückung in einem Ausmaß, das moderne Menschen bisweilen vergaßen. Dennoch hatten diese alten Denker etwas erkannt, das durch technischen Fortschritt nicht von selbst verschwand: Eine Gesellschaft veränderte sich erst dann wirklich, wenn sich auch der Mensch veränderte, der sie gestaltete.

Über ihm verschwand der Satellit aus dem Blickfeld.

Die Sterne blieben.

Er blieb stehen und schaute in die gewaltige Dunkelheit über dem Hügelland. Der Mensch hatte gelernt, Licht aus den fernsten Regionen des Kosmos aufzufangen und die kleinsten Teilchen der Materie zu untersuchen. Er suchte nach Wasser auf dem Mars, nach Planeten um andere Sterne und nach Hinweisen auf Leben außerhalb der Erde.

In diesem Augenblick drängte sich ihm ein einfacher Gedanke auf.

Bei all dieser Suche war der Mensch selbst merkwürdigerweise aus dem Blick geraten.

Er spürte den festen Boden unter seinen Schuhen und sprach die Worte aus, die während des Spaziergangs langsam Gestalt angenommen hatten.

„Wir suchen überall. Aber wo suchen wir den Menschen?“

Die Frage verlor sich im Abend.

Es kam keine Antwort. Nur der Wind strich wieder durch das Gras, und aus dem Tal drang das ferne Geräusch eines Autos.

Dennoch blieb er stehen.

Die Frage hatte etwas geöffnet, wofür ihm noch die Worte fehlten. Später würde sie ihn zu einer jungen Frau führen, die sich weigerte, ihr Leben ausschließlich nach den Erwartungen anderer auszurichten; zu einem Menschen, der unter dem Druck des Daseins zusammengebrochen war; zu einem Bauern, der die Veränderungen an seinem Boden und seinen Pflanzen ablesen konnte; und zu einem alten Mann, der sich an eine Zeit erinnerte, in der nicht jede verlorene Stunde als Verschwendung galt.

Auch Wissenschaftler würden seinen Weg kreuzen: Menschen, die tief in die Wirklichkeit vorgedrungen waren und gerade an den Grenzen ihres Wissens neue Rätsel entdeckt hatten. Er würde Menschen begegnen, die fast alles besaßen und dennoch nach Sinn suchten, und anderen, die wenig hatten und einen Reichtum kannten, der auf keinem Bankkonto sichtbar wurde.

Allmählich würde sich dadurch auch seine ursprüngliche Frage verändern.

Der neue Mensch musste nicht irgendwo gefunden oder entworfen werden. Kein Labor würde ihn hervorbringen, und keine weitere technische Revolution würde ihn von selbst entstehen lassen.

Was er suchte, lebte bereits als Möglichkeit im Menschen selbst: die Fähigkeit zuzuhören, Beziehungen einzugehen, Grenzen anzuerkennen, Verantwortung zu übernehmen und sich nicht ausschließlich als getrenntes Individuum zu erfahren.

Etwas davon hatten alte Kulturen gekannt und immer wieder in Worte zu fassen versucht. Der moderne Mensch hatte es nicht verloren. Doch im Tempo seiner Entwicklung war es in den Hintergrund geraten.

Er setzte seinen Weg fort.

Über ihm erschien wieder ein wandernder Lichtpunkt zwischen den Sternen. Diesmal jedoch blieb seine Aufmerksamkeit beim Weg. Er hörte seine Schritte, spürte den Wind über das Feld ziehen und roch die feuchte Erde, deren Duft in der Abendluft kräftiger geworden war.

Der Kosmos war nicht nur dort oben.

Er stand mitten in ihm.

Mit jedem Atemzug nahm sein Körper etwas von der Welt in sich auf und gab etwas zurück. Die Elemente, aus denen er bestand, waren älter als die Erde selbst, entstanden in Sternen, die längst nicht mehr existierten. Der Mensch, der zum Himmel aufschaute, war kein Außenstehender, der den Kosmos aus der Ferne betrachtete.

Er gehörte zu ihm.

Und genau dort, zwischen dem alten Land unter seinen Füßen und dem Sternenlicht über ihm, erhielt die Suche ihre Richtung.

Nicht hin zu einer anderen Art von Wesen.

Sondern hin zu einer anderen Weise, Mensch zu sein.

Die Suche nach dem Menschen von morgen hatte begonnen.

Teil I — Der Mensch, der voranschritt

Kapitel 1 — Die Welt, die niemals stillsteht

Der Mensch, der ständig verbunden war,

sich selbst aber immer seltener begegnete.

Das Telefon begann zu vibrieren, noch bevor der Wecker klingelte.

Es war 6.12 Uhr, und noch bevor seine Füße den Boden berührt hatten, hatte Thomas bereits vier Benachrichtigungen gelesen: zwei E-Mails, die in der Nacht eingegangen waren, eine Nachricht in einem Gruppenchat und die Erinnerung an eine Besprechung, die erst in fünf Stunden beginnen würde. Als er das Display beiseitelegen wollte, erschienen automatisch die Nachrichten, und die ersten Meldungen des Tages zogen vor seinen Augen vorbei.

Krieg, Börse, Klima, künstliche Intelligenz und irgendwo auf der anderen Seite der Welt ein neuer Raketenstart.

Er hatte noch kein Wort gesprochen, noch niemandem in die Augen gesehen und nicht einmal die Vorhänge geöffnet, doch die Welt sprach bereits zu ihm.

Draußen wurde es über dem Limburger Hügelland allmählich hell. Hinter den Vorhängen lichtete sich der Himmel, und in den Bäumen rund um die Häuser hatten die Vögel bereits mit ihrem täglichen Ritual begonnen, vollkommen gleichgültig gegenüber Terminkalendern, Fristen und Nachrichten, die dringend beantwortet werden mussten.

Thomas hörte sie kaum.

Er ging in die Küche, setzte Kaffee auf und sah der Maschine zu, während das Wasser langsam durch den Filter lief. Noch bevor seine Tasse gefüllt war, hielt er wieder das

Telefon in der Hand und öffnete gedankenlos die eingegangenen Nachrichten.

„Kannst du dir das kurz ansehen?“

„Hast du das schon gesehen?“

„Kannst du heute noch antworten?“

Er lächelte spöttisch, nahm seinen Kaffee und schaltete das Display aus. Ihm fiel auf, wie viel Eile in ein paar einfachen Worten liegen konnte. Selbst eine Bitte, die durchaus bis zum Nachmittag hätte warten können, wirkte auf einem Bildschirm dringlich.

Im Zug nach Maastricht bemerkte er etwas, das ihm wahrscheinlich schon Hunderte Male aufgefallen war, ohne dass er wirklich darauf geachtet hatte. Fast niemand schaute nach draußen.

Hinter den Fenstern zogen die Hügel vorbei, während dünne Nebelschleier noch über den Wiesen hingen. Ein Bauer fuhr langsam mit seinem Traktor über ein nasses Feld, und etwas weiter stand ein Reiher regungslos an einem Graben. Das Tier schien vollkommen in der Landschaft aufzugehen.

Die meisten Reisenden sahen nichts davon.

Ihre Aufmerksamkeit galt den Bildschirmen in ihren Händen. Ein Mädchen ihm gegenüber lächelte über ein Video, das nur sie sehen konnte; ein Geschäftsmann sprach, ohne aufzublicken, in seine Ohrhörer, und neben ihm erschuf ein Junge in einem Spiel ganze digitale Welten, während vor dem Fenster eine wirkliche Welt vorbeizog.

Thomas bemerkte, dass er selbst kaum anders war. Auch er hielt sein Telefon in der Hand, und ohne sich erinnern zu können, warum er es hervorgeholt hatte, schwebte sein Daumen schon wieder über dem Display.

Er legte das Gerät neben sich und schaute hinaus.

Der Zug fuhr zwischen den Hügeln hindurch. Hinter einer Baumreihe öffnete sich eine Landschaft aus Wiesen, Hecken und verstreuten Bauernhöfen. Der Nebel hob sich langsam, und zwischen zwei Wolken brach das erste Sonnenlicht hervor. Von der Landschaft ging eine unerwartete Ruhe aus, als wäre ihr alles vollkommen gleichgültig, was an diesem Morgen so dringend erschienen war.

Ein paar Minuten lang ließ Thomas sein Telefon liegen.

Im Büro kehrte die Geschwindigkeit sofort zurück.

Bildschirme leuchteten auf, Diagramme bewegten sich unablässig, und Projekte wurden in Farben eingeteilt, die jeder verstand. Grün bedeutete, dass alles nach Plan verlief, Orange verlangte Aufmerksamkeit, und Rot erforderte ein Eingreifen. Auf dem großen Wandbildschirm standen Dutzende Zahlen, Prozentsätze und Prognosen, mit denen sich nahezu jeder Bereich des Unternehmens verfolgen ließ.

Thomas betrachtete sie und dachte, dass das System beinahe alles messen konnte, was für die Organisation wichtig war. Produktivität, Umsatz, Kosten, Zeit, Wachstum und Rückstände erhielten jeweils ihre eigene Zahl oder Farbe.

Für Erschöpfung gab es kein Diagramm.

Für Zweifel ebenso wenig.

Ein Mensch blieb grün, solange er funktionierte.

Dieser Gedanke kam unerwartet. Er ließ ihn wieder los, als ein Kollege ihn etwas zu einem Bericht fragte.

Der Vormittag füllte sich mit Besprechungen, E-Mails und kurzen Gesprächen an den Schreibtischen. Immer wenn Thomas glaubte, etwas abgeschlossen zu haben, tauchte etwas Neues auf. Eine beantwortete E-Mail führte zu einer Rückmeldung, ein fertiger Bericht zu einer weiteren Frage,

und eine Besprechung endete meist mit Vereinbarungen für die nächste.

Beim Mittagessen erzählte ein Kollege begeistert, dass ein neues KI-System bald einen großen Teil ihrer Verwaltungsarbeit übernehmen könne. Das System werde schneller analysieren, weniger Fehler machen und innerhalb weniger Monate Aufgaben erledigen, für die heute noch mehrere Menschen gebraucht würden.

Der Kollege biss in sein Brot und sah zufrieden aus.

„Ist doch großartig“, sagte er. „Dann müssen wir bald weniger selbst machen.“

Thomas sah ihn an.

„Und was machen wir dann?“

Der andere zuckte mit den Schultern.

„Noch mehr.“

Sie lachten, doch in dieser Antwort blieb etwas zurück, das ernster war als der Scherz, mit dem sie ausgesprochen worden war.

Thomas sah sich in der Kantine um. Die Menschen aßen, während sie ihre Telefone kontrollierten, Nachrichten beantworteten oder noch schnell etwas auf ihren Laptops erledigten. Eine Frau am Nebentisch führte ein Gespräch und scrollte gleichzeitig durch ihre E-Mails. Zwei Männer aßen einander gegenüber, ohne viel zu sagen; beide blickten regelmäßig auf die Bildschirme neben ihren Tellern.

Die Mittagspause war kaum eine Unterbrechung der Arbeit. Nur der Ort hatte sich verändert.

„Noch mehr.“

Die Worte seines Kollegen begleiteten ihn den ganzen Nachmittag.

Das Merkwürdige am Fortschritt war, dass Zeitersparnis selten zu freier Zeit führte. Was schneller ging, wurde häufiger getan, und was automatisiert wurde, schuf Raum für neue Aufgaben. Computer hatten Arbeiten übernommen, für die man früher Stunden brauchte, aber niemand schien deshalb schon um drei Uhr nach Hause zu gehen.

Die gewonnene Zeit wurde erneut gefüllt.

Gegen Ende des Nachmittags fühlte Thomas sich müde, obwohl er sich den ganzen Tag kaum körperlich angestrengt hatte. Es war eine andere Müdigkeit, entstanden aus stundenlangem Schauen, Reagieren, Umschalten und Verfügbarsein. Sein Körper hatte fast stillgesessen, während seine Aufmerksamkeit unablässig von einem Ort zum anderen gezogen worden war.

Als er das Büro verließ, blieb er einen Moment vor dem Eingang stehen.

Die Luft fühlte sich milder an als am Morgen, und über den Gebäuden zogen leichte Wolken langsam nach Süden. Menschen kamen durch die Drehtüren und gingen schnellen Schrittes zum Bahnhof, zum Fahrradständer oder zum Parkplatz. Manche hielten das Telefon bereits ans Ohr, bevor sie das Gebäude verlassen hatten.

Thomas ging zum Bahnhof.

Auf der Rückfahrt nahm er denselben Zug wie an jedem anderen Tag, stieg aber näher an seinem Zuhause eine Haltestelle früher aus. Die Entscheidung fiel beinahe ohne Nachdenken. Nach einem Tag zwischen Bildschirmen, Zahlen und Gesprächen sehnte er sich nach Bewegung und frischer Luft.

Er schlug einen Weg ein, der sich zwischen den Feldern hindurchschlängelte.

Je weiter er sich von der Straße entfernte, desto mehr traten die Geräusche des Verkehrs und der Häuser in den Hintergrund. Der Wind strich durch das hohe Gras am Wegrand, und aus der Ferne trugen die Schläge einer Kirchenglocke über die Landschaft.

Thomas blieb stehen und lauschte, bis der letzte Schlag verklungen war.

Das Geräusch verlangte nichts von ihm. Er musste auf nichts drücken, nichts bestätigen und niemandem antworten. Die Glocke hatte die Stunde geschlagen und die Landschaft danach wieder sich selbst überlassen.

Vor ihm kreiste ein Mäusebussard über einem Feld. Der Vogel ließ sich von der aufsteigenden Luft tragen und musste kaum mit den Flügeln schlagen. Thomas folgte den weiten Kreisen und sah, wie der Vogel höher stieg, ohne dass eine Anstrengung erkennbar war.

Er dachte an die Satelliten, die über demselben Himmel ihre festen Bahnen zogen, an Raketen, die die Erde verließen, und an Maschinen, die mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Weltraum reisten.

Der Mensch hatte Geschwindigkeit zu einer seiner größten Leistungen gemacht.

Der Bussard ließ sich von der Luft tragen.

Das Bild blieb ihm einen Augenblick vor Augen.

Da vibrierte sein Telefon.

Automatisch griff seine Hand zur Jackentasche, hielt jedoch auf halbem Weg inne. Die Nachricht konnte warten. Dieser einfache Gedanke überraschte ihn, denn während seines Arbeitstages hatte fast alles eine sofortige Reaktion verlangt.

Er ließ die Hand sinken.

Der Wind fuhr durch das Getreide und ließ lange Wellen über das Feld laufen. Weiter entfernt raschelte etwas am Wegrand, und hoch über ihm erklang der Ruf des Bussards. Darunter hörte er seinen eigenen Atem und das leise Scharren seiner Schuhe auf dem Sand.

Die Stille erwies sich als voller Geräusche, sobald er sich die Zeit nahm, ihr zuzuhören.

Er ging weiter.

Unterwegs dachte er an die Zugfahrt am Morgen zurück, an die Reisenden, die auf ihre Bildschirme geschaut hatten, während die Landschaft an ihnen vorbeigezogen war. Er gehörte selbst dazu. Niemand hatte ihn dazu gezwungen. Es war allmählich selbstverständlich geworden, jede freie Minute mit Nachrichten, Mitteilungen, Bildern oder Arbeit zu füllen.

Jede neue Erfindung hatte versprochen, Zeit zu sparen, und vieles davon hatte das Leben tatsächlich erleichtert. Doch der frei gewordene Raum wurde immer wieder neu gefüllt. Schnellere Computer brachten mehr Möglichkeiten, unmittelbare Kommunikation die Erwartung einer schnelleren Antwort, und die Automatisierung schuf Platz für Arbeiten, die es zuvor nicht gegeben hatte.

Die Worte seines Kollegen bekamen während des Spaziergangs eine andere Bedeutung.

„Noch mehr."

Thomas war kein Gegner der Technik. Seine Arbeit wäre ohne Computer, Internet und Telefon kaum vorstellbar gewesen, und er erkannte die Möglichkeiten künstlicher Intelligenz. Maschinen konnten den Menschen schwere oder eintönige Arbeit abnehmen, Muster entdecken, die dem menschlichen Auge verborgen blieben, und Wissen in einem

Umfang zugänglich machen, der noch vor wenigen Jahrzehnten unvorstellbar gewesen war.

Darin lag sein Unbehagen nicht.

Es entstand aus der Selbstverständlichkeit, mit der der Mensch sein eigenes Tempo immer stärker den Möglichkeiten seiner Maschinen anpasste. Was technisch schneller ging, musste auch schneller geschehen. Erreichbarkeit wurde zu ständiger Verfügbarkeit, und Effizienz wurde unbemerkt zu einem Maßstab, an dem Menschen auch sich selbst beurteilten.

Thomas betrachtete seine Hände.

Sie hatten an diesem Tag kaum etwas anderes getan, als zu tippen, zu klicken und sein Telefon zu halten.

Am Weg stand eine Reihe alter Bäume. Ihre Stämme waren knorrig, und einige Äste waren abgebrochen, doch jeden Frühling trieben sie neue Blätter. Niemand verlangte von einem Baum, schneller zu wachsen, nur weil die Technik inzwischen schneller geworden war.

Er lächelte über diesen Gedanken.

Der Fortschritt musste nicht geringer werden, doch das Wort selbst begann für ihn etwas von seiner Selbstverständlichkeit zu verlieren. Eine Gesellschaft konnte schneller, reicher und klüger werden, während die Frage nach der Lebensqualität irgendwo außerhalb der Diagramme liegen blieb.

Er blickte zum Himmel, wo das Tageslicht langsam weicher wurde. Der Bussard war verschwunden, und in der Ferne schmiegten sich die ersten Häuser des Dorfes an den Hang.

Sein Telefon steckte noch immer in der Jackentasche.

Auch die unbeantwortete Nachricht war noch da.

Thomas verspürte kein Bedürfnis mehr, sofort nachzusehen.

Er ging weiter und bemerkte, wie sich sein Schritt von selbst der Landschaft anpasste. Nichts trieb ihn hier vorwärts. Kein Bildschirm zählte seine Produktivität, und niemand wartete auf einen Bericht über die zurückgelegte Strecke.

Am Horizont sank die Sonne zwischen zwei Hügel.

Die Welt hinter ihm würde sich weiterdrehen, mit ihren Nachrichten, Besprechungen, Zahlen und Fristen. Morgen früh würde sein Telefon erneut aufleuchten, und die Bildschirme im Büro würden wieder mit Grün, Orange und Rot gefüllt sein.

Das gehörte zu seinem Leben, und er wollte auch nicht davor fliehen.

Doch dieser Spaziergang hatte ihn etwas Einfaches erfahren lassen, das er lange kaum bemerkt hatte: Geschwindigkeit war kein Naturgesetz.

Hier bestimmte sein eigener Schritt das Tempo.

Thomas ging weiter, während der Abend über die Felder fiel.

Für diesen Tag war das genug.

Kapitel 2 — Arbeiten, um zu leben

Wer hat eigentlich beschlossen, dass ein gelungenes Leben immer größer werden muss?

Thomas sah sie zum ersten Mal an einem Dienstagmorgen.

Der Zug war voller als sonst. Die Menschen standen dicht gedrängt im Gang, ihre Jacken berührten sich, und zwischen ihren Füßen standen Taschen und Rucksäcke. An jeder Haltestelle stiegen neue Fahrgäste ein, sodass diejenigen, die bereits im Zug waren, noch ein Stück näher zusammenrücken mussten.

Thomas hatte einen Fensterplatz gefunden und seinen Laptop auf die Knie gestellt. Bis elf Uhr musste eine Präsentation fertig sein. Oben auf dem Bildschirm stand in großen Buchstaben der Titel:

GROWTH STRATEGY 2030

Er änderte einen Prozentsatz, überprüfte eine Berechnung und verschob einige Zahlen in einer Tabelle. Letztlich drehte sich alles um dieselben Begriffe: mehr Kunden, höherer Umsatz und bessere Rendite. Die Worte wechselten von Präsentation zu Präsentation, doch die Richtung blieb dieselbe.

Wachstum.

Ihm gegenüber saß eine junge Frau in einer schlichten Jeans und einem grünen Pullover. Neben ihr stand ein abgenutzter Rucksack, und auf ihrem Schoß lag ein Buch.

Kein Laptop.

Thomas versuchte, den Titel zu lesen, konnte ihn von seinem Platz aus aber nicht erkennen. Vor allem fiel ihm auf, dass die Frau kaum in das Buch sah. Ihre Aufmerksamkeit galt der Landschaft hinter dem Fenster.

Seit seinem Spaziergang vor einigen Tagen bemerkte er immer häufiger, wie wenige Menschen das noch taten.

Der Zug fuhr durch das Hügelland. Nebel hing noch zwischen den Bäumen, und der Tau glitzerte auf manchen Wiesen im frühen Morgenlicht. Die Frau betrachtete die Landschaft, als geschähe dort etwas, das sie auf keinen Fall verpassen wollte.

Thomas wandte sich wieder seinem Bildschirm zu.

Projected annual growth: 8.4%.

Er tippte einen Satz, las ihn noch einmal, löschte einige Wörter und begann von vorn.

„Muss das heute fertig werden?“

Thomas blickte auf.

Die junge Frau ihm gegenüber deutete auf seinen Laptop.

„Bis elf Uhr.“

„Dann hast du ja noch Zeit.“

„Das hängt davon ab, wie man Zeit betrachtet.“

Sie lächelte.

„Da hast du wahrscheinlich recht.“

Thomas richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Präsentation, bemerkte jedoch einige Minuten später, dass die Frau ihn erneut ansah.

„Macht es dir Spaß?“

„Was?“

„Was du tust.“

Er zögerte. Die Frage war einfach genug, und doch fiel ihm die Antwort weniger leicht, als er erwartet hatte.

„Meistens schon.“

„Das klingt nicht besonders überzeugend.“

Thomas lachte.

„Und du?“

„Was ich mache?“

Er nickte.

„Alles Mögliche.“

„Das ist kein Beruf.“

„Zum Glück nicht.“

Jetzt musste er wieder lachen.

„Was machst du denn?“

„Drei Tage in der Woche arbeite ich auf einem kleinen Bauernhof mit Betreuungsangebot. Manchmal helfe ich in einer Buchhandlung aus. Und am Wochenende arbeite ich gelegentlich in einem Café.“

„Drei Jobs?“

„Nein. Ein Leben.“

Thomas sah sie einen Moment lang an.

Der Zug fuhr weiter, doch diese wenigen Worte blieben ihm im Gedächtnis.

Sie hieß Noor und war vierundzwanzig Jahre alt. Sie hatte studiert, erzählte sie, war nach ihrem Abschluss aber nicht sofort auf die Suche nach einer Karriere gegangen. In ihrem Umfeld hatte das nicht jeder verstanden.

„Mein Vater fragte, wann ich endlich etwas mit meinem Abschluss anfangen würde.“

„Eine verständliche Frage.“

„Warum?“

„Weil du dafür studiert hast.“

„Habe ich denn studiert, um den Rest meines Lebens zu beweisen, dass dieses Studium nützlich war?“

Thomas wollte antworten, doch Noor sprach weiter.

„Ich habe nichts gegen Arbeit. Ich arbeite gern. Ich möchte nur nicht, dass meine Arbeit bestimmt, wer ich bin.“

„Aber du musst doch von etwas leben.“

„Natürlich.“

„Eine Wohnung kostet Geld. Essen kostet Geld. Reisen. Später vielleicht Kinder.“

„Deshalb arbeite ich ja.“

„Aber nur drei Tage?“

„Meistens vier, wenn man alles zusammenzählt.“

„Und den Rest?“

Sie sah ihn an, als läge die Antwort auf der Hand.

„Leben.“

Thomas lächelte.

„Das klingt schön, wenn man vierundzwanzig ist.“

„Warum?“

„Weil das Leben später komplizierter wird.“

„Oder machen wir es komplizierter?“

Thomas schwieg.

Darin lag etwas, das ihn störte, gerade weil Noor es so einfach ausdrückte. Er war Analysen, Modelle und Argumente gewohnt, bei denen jedes Problem von verschiedenen Seiten betrachtet wurde. Sie brachte alles auf wenige Worte zurück und ließ sie dann einfach stehen.

Der Zug begann zu bremsen, und um sie herum kamen die Reisenden in Bewegung. Noor schlug ihr Buch zu und steckte es in den Rucksack.

„Hier muss ich raus.“

Thomas sah auf das Stationsschild. Er selbst musste noch drei Haltestellen weiterfahren.

„Viel Erfolg mit deinem Wachstum“, sagte sie.

Sie deutete auf seinen Laptop.

„8,4 Prozent.“

Thomas sah sie überrascht an.

„Du hast mitgelesen."

„Es stand ziemlich groß da."

Die Türen öffneten sich, und Noor stieg aus. Durch das Fenster sah er sie über den Bahnsteig gehen, ruhig zwischen den anderen Reisenden hindurch.

Thomas blickte wieder auf seinen Bildschirm.

GROWTH STRATEGY 2030.

Der Titel, den er an diesem Morgen gedankenlos geöffnet hatte, sah plötzlich anders aus.

Er betrachtete die steigende Linie im Diagramm und versuchte sich vorzustellen, was nach 2030 dort stehen würde. Neun Prozent, zehn Prozent, eine neue Strategie und danach wieder das nächste Ziel.

Der Zug fuhr an.

Um Viertel vor elf stand Thomas im Besprechungsraum. Die Wände bestanden fast vollständig aus Glas, und auf dem großen Bildschirm hinter ihm erschienen Diagramme mit ansteigenden Linien.

„Wenn wir diese Entwicklung fortsetzen", sagte Thomas, „können wir innerhalb von drei Jahren ..."

Er sprach weiter über Marktanteile, Effizienz, Automatisierung, künstliche Intelligenz, Kosteneinsparungen und Wachstum. Die anderen hörten aufmerksam zu und nickten an den passenden Stellen. Jemand stellte eine Frage zur Rendite, und ein anderer wollte wissen, ob neun Prozent erreichbar wären.

Thomas antwortete.

Er kannte diese Arbeit und war gut darin.

Nach der Besprechung klopfte ihm sein Vorgesetzter auf die Schulter.

„Starke Präsentation."

„Danke."

„Das ist die Richtung, die wir brauchen."

Thomas blickte durch die Glaswand auf die Menschen, die hinter ihren Bildschirmen saßen. Das Wort Richtung hallte einen Moment nach.

In Gedanken hörte er wieder Noor.

„Drei Jobs?"

„Nein. Ein Leben."

Eine Woche später sah er sie wieder, diesmal nicht im Zug.

Es war Samstag, und Thomas hatte beschlossen, einen Spaziergang zu machen. Einige Kilometer außerhalb des Dorfes verlief eine schmale Straße zwischen Obstgärten und Wiesen. An einem kleinen Bauernhof stand ein Schild:

BETREUUNGSBAUERNHOF — WILLKOMMEN

Er wollte weitergehen, als er vom Hof her jemanden lachen hörte.

Unter einem alten Apfelbaum saß eine Gruppe Menschen um einen Holztisch. Ein älterer Mann schälte Äpfel, und neben ihm sortierte eine grauhaarige Frau sorgfältig Walnüsse. Zwischen ihnen stand Noor.

Sie bemerkte ihn fast sofort.

„8,4 Prozent!"

Thomas blieb stehen und begann zu lachen.

„Ist das jetzt mein neuer Name?"

„Bis du einen besseren hast."

Sie kam auf ihn zu.

„Was machst du denn hier?“

„Spazieren gehen.“

„An einem Samstag?“

„Ist das verboten?“

„Ich dachte, erfolgreiche Menschen arbeiten dann ihre E-Mails ab.“

„Nur morgens.“

Noor zog die Augenbrauen hoch.

„Fortschritt.“

Wenig später schenkte sie ihm Kaffee ein, und Thomas setzte sich an den Holztisch. Ihm fiel auf, dass niemand fragte, was er beruflich machte, welchen Abschluss er hatte oder warum er hier gelandet war.

Der ältere Mann ihm gegenüber deutete lediglich auf eine Schüssel.

„Apfel?“

„Danke.“

„Selbst gepflückt.“

Der Mann sah stolz aus, als hätte er etwas Außergewöhnliches hervorgebracht. Thomas biss hinein. Der Apfel schmeckte zugleich sauer und süß und hatte nichts von dem makellosen Glanz des Obstes, das er gewöhnlich im Supermarkt kaufte.

„Gut, nicht wahr?“, sagte der Mann.

„Sehr gut.“

„So etwas kommt nicht aus einem Computer.“

Noor sah Thomas an.

„Vorsicht. Jetzt fängt er gleich mit künstlicher Intelligenz an.“

Der Mann runzelte die Stirn.

„Künstlicher was?“

„Schon gut, Henk.“

„Ist das dieses Ding, das alles weiß?“

„Fast.“

Henk dachte einen Moment nach.

„Dann solltet ihr es fragen, wo meine Brille liegt. Die suche ich schon seit heute Morgen.“

Der ganze Tisch lachte.

Thomas ebenfalls.

Dann entdeckte er die Brille.

„Henk.“

„Ja?“

„Auf Ihrem Kopf.“

Der Mann tastete über seine Ohren und fand dort seine Brille.

„Seht ihr“, sagte er. „Dafür brauchten wir den Computer überhaupt nicht.“

Das Gelächter wurde noch lauter, und Thomas merkte, dass er sich wohler fühlte, als er erwartet hatte. Niemand versuchte, jemanden zu beeindrucken, und kein Gespräch musste auf etwas hinauslaufen.

Später am Nachmittag half er, einige Holzkisten umzustellen. Niemand hatte ihn darum gebeten. Als er sah, dass helfende Hände gebraucht wurden, packte er einfach mit an.

Eine Frau, die am Tisch saß, erzählte ihm währenddessen von dem Garten, den sie früher zu Hause gehabt hatte. Sie beschrieb die Rosen am Weg, die Beerensträucher hinter dem Haus und einen Apfelbaum, unter dem ihr Mann im Sommer gern gesessen hatte.

Thomas hörte zu.

Eine halbe Stunde später erzählte sie dieselbe Geschichte noch einmal.

Er nickte und stellte eine weitere Frage.

Als sie einige Zeit später zum dritten Mal von ihrem Garten anfing, wollte er sagen, dass sie ihm das schon erzählt hatte. In diesem Augenblick sah er Noor auf der anderen Seite des Tisches.

Sie hörte zu, als vernehme sie die Geschichte zum ersten Mal.

Später, als sie gemeinsam leere Tassen ins Haus trugen, sprach Thomas sie darauf an.

„Sie erzählt immer dasselbe."

„Ich weiß."

„Warum sagst du ihr das nicht?"

„Weil sie es mir nicht erzählt, um mir neue Informationen zu geben."

Thomas sah sie an.

„Warum dann?"

„Weil dieser Garten ihr wichtig war."

Noor nahm zwei leere Kaffeetassen vom Tisch und stellte sie auf ein Tablett.

„Manchmal hören wir zu sehr auf die Worte und zu wenig auf das, was jemand festhalten möchte."

Thomas antwortete nicht.

Er sah die Frau an, die ihre Tasse mit beiden Händen umschlossen hielt und zum Apfelbaum blickte. Für einen Moment sah er nicht mehr jemanden, der zum dritten Mal dieselbe Geschichte erzählte. Vor ihm saß eine Frau, die versuchte, ein Stück ihres früheren Lebens in ihrer Nähe zu bewahren.

Diese Erkenntnis berührte ihn stärker, als er zeigen wollte.

Am Ende des Nachmittags gingen Thomas und Noor gemeinsam zum Tor.

„Warum machst du das?“, fragte er.

„Was?“

„Hier arbeiten.“

„Du hast es heute gesehen.“

„Aber mit deinem Abschluss könntest du viel mehr verdienen.“

„Wahrscheinlich.“

„Und das fehlt dir nicht?“

„Was?“

„Geld.“

„Natürlich brauche ich Geld.“

Noor ging ein paar Schritte weiter, bevor sie ihre Antwort fortsetzte.

„Aber ich habe entdeckt, dass es zwei Arten von Genug gibt.“

Thomas wartete.

„Genug, um davon zu leben“, sagte sie. „Und genug, um immer mehr haben zu wollen.“

„Und du weißt genau, wo die Grenze liegt?“

„Nein.“

Sie lächelte.

„Aber ich möchte wenigstens weiter danach suchen.“

Am Tor blieb sie stehen.

„Ihr sucht im Büro doch auch ständig nach Wachstum?“

„Ja.“

„Wann ist es genug?“

Thomas sah auf die Felder hinter ihr. Er dachte an die Präsentation der vergangenen Woche, an 8,4 Prozent und an die Frage, ob neun Prozent erreichbar wären.

Er fand keine Antwort.

Noor fuhr fort:

„Wenn ihr acht Prozent schafft, wollt ihr im nächsten Jahr neun. Wenn du eine Wohnung hast, willst du ein Haus. Wenn du ein Haus hast, willst du ein größeres. Wenn du genug verdienst, willst du noch mehr verdienen.“

„So einfach ist das nicht.“

„Das weiß ich.“

Sie sah über das Tor hinweg auf die Felder.

„Aber manchmal schaffen wir komplizierte Systeme, weil wir Angst vor einfachen Fragen haben.“

„Zum Beispiel?“

Noor sah ihn an.

„Wie viel von deinem Leben willst du eigentlich verkaufen, um leben zu können?“

Thomas schwieg.

In der Ferne fuhr ein Traktor über ein Feld, und vom Bauernhof her erklang Henks Lachen. Noor öffnete das Tor, und Thomas ging auf den Weg hinaus.

Die Frage begleitete ihn.

Am Montagmorgen saß er wieder im Zug.

Diesmal blieb sein Laptop in der Tasche. Draußen zog das Hügelland vorbei, und Thomas sah die Pappelreihe entlang der Gleise, die Wiesen dahinter und die Hügel, die weiter entfernt aus dem Morgennebel auftauchten.

Er dachte an Henk und seine Brille, an die Frau, die dreimal von ihrem Garten erzählt hatte, und an Noor, die es offenbar schaffte, drei verschiedene Tätigkeiten nicht als drei Karrieren zu betrachten, sondern als Teile eines einzigen Lebens.

Sein Telefon vibrierte.

Auf dem Bildschirm erschien eine E-Mail seines Vorgesetzten.

Neue Wachstumsziele 2031.

Thomas öffnete die Nachricht und las den ersten Absatz. Noch eine Woche zuvor hätte er vermutlich sofort den Anhang geöffnet, Zahlen überprüft und in Gedanken bereits an der nächsten Präsentation gearbeitet.

Jetzt schloss er die E-Mail.

Die Arbeit war noch immer wichtig, und auch Geld hatte seinen Platz. Thomas verspürte keinerlei Bedürfnis, seinen Job zu kündigen und von nun an Äpfel zu pflücken. Noor hatte ihm etwas viel Einfacheres gezeigt: Arbeit konnte ein wichtiger Teil des Lebens sein, ohne die Antwort auf die Frage geben zu müssen, wer man war.

Er schaute aus dem Fenster.